



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Kaffer auf der Jagd

Der Kaffer auf der Jagd

Dinkerton erzählt uns, wie die Neger es anstellen, ein Krokodil zu fangen. Er schreibt: Sie nehmen ein Stück Holz, zwei Fuß lang und entsprechend breit und bohren es der Länge nach durch. Durch das Loch wird ein Strick gezogen und an dessen Ende um einen großen Haken ein mächtiges Stück Fleisch befestigt. Dann wirft man die ganze Vorrichtung in den Fluß. Kaum wird ein Krokodil des Fleisches ansichtig, da stürzt es auch schon darauf los und verschluckt den Bissen. Natürlich geht aber auch das Stück Holz mit in den Rachen und bleibt der Bestie im Schlunde stecken. Da es den Rachen nicht mehr schließen kann, strömt ungehindert Wasser in den Schlund und es muß zuletzt elendiglich ersticken und ertrinken. Merken die Jäger, daß es allmählich am Verenden ist, so ziehen sie es ans Land und machen ihm mit Knüppeln vollends den Garaus. Das Krokodil soll dabei stöhnen und weinen wie ein vernünftiges Wesen, daher kommt die Redensart: „Krokodilstränen vergießen.“ So der alte Autor.

Jeder Vogel und jede Art von Wild ruft im Kaffer seine Jagdlust wach. Schon als Knaben üben sie sich im Werfen der Stöcke, namentlich des „iwiza“, einer Art Keule, die an ihrem Ende mit einem dicken Knoten versehen ist. Sie treffen damit auf eine Entfernung von 40 bis 50 Meter Vögel im Fluge, und zwar mit verblüffender Sicherheit. Diese Keule schleudern sie auch nach einem flüchtigen Wild, wobei es ihnen oft gelingt, es zunächst zu verwunden oder ihm ein Bein zu brechen, so daß sie schließlich ihrer Beute leicht habhaft werden.

Besonders lebhaft geht es natürlich bei den großen Treibjagden her, die früher jeder Häuptling ansagen konnte, während er gegenwärtig eine Erlaubnis seitens des betreffenden Magistrates braucht. So eine Jagd bildet natürlich auf lange Zeit hinaus das Tagesgespräch. Die Schilderung, welche hiervon Los Santos im 17. Jahrhundert entwirft, deckt sich auch heutigen Tages noch mit den Gebräuchen einer großen Treibjagd im Zululand.

Ich selbst, so erzählt er, stand einmal im St.-Lucia-Distrikt in der Nähe eines Kaffernkraals, als zwei Burschen im Alter von 16 bis 18 Jahren auf dem Plan erschienen. Sie hatten eigentümliche rote Flecke auf ihre Arme gezeichnet und erklärten auf die Frage, was das zu bedeuten habe, sie seien von ihrem Inkosi (Häuptling) ausgesandt, um eine große Treibjagd anzufangen, die in zwei Tagen stattfinden würde. Die roten Kreise am Arm dokumentierten die beiden Jungen als offizielle Gesandte ihres Häuptlings, und jeder noch körperlich rüstige Mann hatte einer solchen Einladung zur Jagd Folge zu leisten.

Am Tage der Jagd verkleiden sich einige Schwarze als „wilde Tiere“ und präsentieren sich vor dem Häuptling als das Wild, auf das Jagd gemacht werden soll. Läßt auch das Kostüm manchmal zu wünschen übrig, so erkennt man doch an den auf Vieren kriechenden und in allen Tonarten heulenden Schwarzen, welches Raubtier der einzelne vertritt.

Beim ersten Tagesgrauen eilen schon von allen Himmelsgegenden die Jagdgäste herbei. Der Kaffer ist sonst kein Freund vom Frühaufstehen, aber an solchen Tagen findet man in keiner Hütte einen Siebenschläfer. Jeder hat den Leib tüchtig mit Fett eingerieben, denn

das macht ihn geschmeidig und stark, und fuchtel mit seinen Stöcken und Assagais, als wäre die ganze Luft voll Wild. Man schreit und lärmt, singt und tanzt und nähert sich so dem gemeinsamen Ziel, dem Kraale des Häuptlings. Hier steigert sich der Tumult aufs höchste. Jeder rühmt seine Stärke und Tapferkeit, die Schnelligkeit seiner Füße und die Kraft und Sicherheit seines Armes, mit der er seinen Assagai schwingt oder die todbringende Keule auf das glücklich erreichte Wild niedersausen läßt. Natürlich hat jeder Kraal auch ein Rudel Hunde mitgebracht, wilde, ausgehungerte Tiere, und es ist schwer zu sagen, wer einen greulicheren Lärm ausschlägt, diese heulenden, sich beständig raufenden Hunde oder ihre schwarzen Herren, die von Jagdgier trunkenen Kaffern.

Selbstverständlich ist auch ein Zauberdoktor dabei und treibt seinen Hokuspokus, denn des Tages Glück oder Unglück hängt ja wesentlich von ihm und der Kraft seiner „Medizinen“ ab. So glaubt wenigstens steif und fest jeder heidnische Kaffer.

Ist das glücklich beisammen, dann zieht sich der Häuptling mit seinen Räten zurück, um eine Art Kriegsplan zu entwerfen. Es wird genau festgestellt, welcher Bezirk von den Treibern umstellt werden soll. Diese Leute kennen ja weit und breit jeden Busch und werden nun genauestens instruiert, wie und in welcher Reihenfolge sie an den einzelnen Plätzen vorgehen sollen. Nicht selten wird ein ungeheures Stück Land umzingelt und das Wild gegen die Mitte zu getrieben.

Auf das erste Zeichen des Häuptlings stürzt der ganze Schwarm, oft 500 Personen und noch mehr, den Ausgängen zu. Das wirkt wie eine Explosion, und alles zusammen schreit: „Bobobo! Bobobo!“ — Wohin geht nun die wilde, tolle Jagd? Zunächst einer gewissen Sorte von Bäumen zu. Diese werden abgeschält, und alle Jagdteilnehmer beginnen die harte, bittere Rinde zu zerkauen, um dann die Flüssigkeit samt dem Speichel kräftig nach allen Richtungen der Windrose auszublasen. Dabei macht der Zauberdoktor seine Sprüche und ruft die Geister der Vorfahren an, namentlich solche, die bei Lebzeiten berühmte Jäger waren. Das gibt Kraft und Stärke, schützt gegen alle Gefahr und wirkt ganz vorzüglich auf die Atemungsorgane, an die ja auch ganz enorme Anforderungen gestellt werden.

Jetzt kann's losgehen! Der Häuptling stößt mit seinem Assagai, und wenn er eine Flinte hat, mit dieser auf den Boden und im gleichen Moment sausen die 500 Speere seines Gefolges zischend auf die Erde nieder; aus den Kaffernkehlen aber kommt es wie donnernde Meeresbrandung: „Whirr-rrr-h! Whirr-rrr-h!“ und die ganze Rote und ihre wilde Meute springt nach hundert Richtungen auseinander. —

Meilenweit wird so das ganze Feld umzingelt, jeder Busch wird untersucht, jeder Bock und alles sonstige Wild herausgetrieben und so der Kreis immer enger und enger gezogen. Ich kann nicht sagen, welche Gewandtheit und Ausdauer der Kaffer entwickeln kann, wenn er einmal mit ganzer Seele an einer Sache hängt. Das ist kein Laufen, kein Rennen mehr, nein, er fliegt förmlich über Stock und Stein, über Bäche und Pfützen dahin und rennt in blindem Eifer oft noch die eigenen Hunde über den Haufen!“ —

Auf die Schilderung des Schlußaktes will ich verzichten. Es empört das menschliche Gefühl, wenn man mitmachen muß, wie diese schwarzen Ungeheuer blindlings auf die zu Tode geängstigten, rettungslos auf

einem Haufen zusammengedrängten armen Tiere, oft gar feine, graziöse Rehböcke, einschlagen, toben, würgen und morden. —

Zuletzt versammeln sich alle Jagdteilnehmer um den Häuptling, und nun führt jeder Stamm trotz des vorausgegangenen vielstündigen Laufens und Rennens seine Tänze auf. Es herrscht ein unglaublicher Enthusiasmus, alles tanzt, schreit und gröhlt. Man berichtet dem Stammeshäuptling, wieviel Stück man erlegt, streitet auch wohl um die Jagdbeute und bestiehlt und betrügt einander, so gut es eben geht, und tritt dann gemeinsam singend und jubelnd den Rückweg an.

Hier warten schon die Kinder und Frauen und stimmen Siegeslieder auf die Helden an, die ihrerseits nicht müde werden, die eigenen Großtaten gebührend zu preisen und zu verherrlichen. Am buntesten treibt es hierin natürlich der schwarze Häuptling und sein ganzer Kraal. Seit Menschengedenken gab's da keine solchen Helden wie sie; es ist nur zu verwundern, daß sie nicht gleich Sonne und Mond vom Himmel geholt haben.

Inzwischen haben die Weiber große Feuer angezündet, man fängt an, von der Jagdbeute ein Stück nach dem andern zu rösten und zu braten, setzt sich im Kreise zusammen und ißt und trinkt, bis nichts mehr übrig ist. Viele Tage und Wochen hindurch spricht man von nichts anderem, als der großen Treibjagd und den unvergleichlichen Heldentaten, die dabei ein jeder verrichtet haben will.

3

Die Stellung der Frau bei den nichtchristlichen Völkern

Bei den wilden Volksstämmen liegt die größte Last der Arbeit auf den Frauen. Bei den Eskimos müssen sie Kleider, Stiefel, Boote verfertigen, Felle gerben, Häuser bauen und dabei alle häuslichen Arbeiten verrichten. Auf den Philippinischen Inseln und ebenso in Abessinien wird aller Handel und Wandel durch die Frauen vermittelt. Diese altern frühzeitig, werden verachtet vom Manne und sterben unbeweint dahin. Der große Reisende Alexander von Humboldt berichtet, daß bei vielen wilden Stämmen Südamerikas schon die Knaben gegen ihre Mütter hart, ja grausam seien.

Die Heirat ist natürlich bei solchen Völkern nichts weiter als eine geregelte Form der Sklaverei. — Unter den mit den Pelzkompanien in Nordamerika Handel treibenden Indianerstämmen gilt der Häuptling, welcher die meisten Frauen hat, die ihm Büffel- und andere Häute für den Verkauf zubereiten müssen, als der reichste.

Von den Rechten der Frauen auf so niedriger Kulturstufe kann natürlich keine Rede sein. Die Frau ist lediglich ein Eigentumsobjekt des Mannes. Raubt ein Mann dem andern in